

Unverkäufliche Leseprobe aus:

Hans-Ulrich Horster
Verlorene Träume
Roman

Alle Rechte vorbehalten. Die Verwendung von Text und Bildern, auch auszugsweise, ist ohne schriftliche Zustimmung des Verlags urheberrechtswidrig und strafbar. Dies gilt insbesondere für die Vervielfältigung, Übersetzung oder die Verwendung in elektronischen Systemen.

© S. Fischer Verlag GmbH, Frankfurt am Main

Marga Ronnack läßt die Nähnadel sinken und hebt den Kopf. Sie lauscht den Atemzügen des Mannes, der schlafend auf der Couch liegt. Vier Jahre lang ist sie allein gewesen. Allein mit sich und dem Kind, das jetzt in einem Winkel des Zimmers kauert und Jolli, dem schwarzen Zwergpudel, unverständliche Worte ins Ohr flüstert. Vier Jahre lang hat sie selber für sich und Hilde sorgen müssen. Vier Jahre lang hat sie gewartet — von Tag zu Tag —, hat sie nur Werners Briefe gehabt und die Hoffnung auf das Wiedervereintsein mit ihm.

Gestern ist es nun Wirklichkeit geworden. Gestern ist Werner Ronnack zurückgekehrt. Ganz plötzlich und unangemeldet.

Am späten Abend hatte es geklingelt. Und keine Ahnung hatte Marga verraten, wer dort draußen in der dämmrigen Schlucht des Treppenhauses stand. Das Hausmädchen von Siedecks hatte geöffnet.

»Dr. Ronnack. — Ist meine Frau zu Hause?«

Vor Überraschung hatte das Mädchen nur gestammelt. Aber Werner verstand die zögernde Handbewegung zu der Tür, hinter der Margas Reich lag. Mit ein paar Schritten war er dort. Ohne anzuklopfen stieß er sie auf.

Marga hob den Kopf. Sie schob das rosa Seidenkleid, das sie gerade mit winzigen Seidenblumen bestickte, zur Seite. »Hallo, Baby«, sagte Werner mit gemachtem Schneid, »da bin ich wieder!«

Ja, da war er wieder. Er kam, als wäre er mal eben beim Bäcker gewesen, um Brötchen zu kaufen.

Marga stand auf. Der Stuhl fiel um; was lag daran. Der Nähkasten fiel zu Boden; was lag daran.

Werner war da!

Marga zitterte plötzlich. Dann schloß sie wie geblendet die Augen.

Endlich lief sie ihm entgegen. »Werner«, wollte sie ausrufen, »daß

du nur da bist!« Hundert Worte und ebenso viele Namen wollte sie ihm geben, zärtliche Worte, zärtliche Namen. Aber dann war es nur ein kleiner verwehter Laut, der wie ein Falter quer durch den Raum flatterte. Das ganz große Glück hat keine Worte — es schweigt.

Werner fing sie auf. Er hielt sie. Er küßte sie. Marga hätte so gern gelacht, ihm gezeigt, wie unendlich froh sie war. Aber sie konnte nicht einmal das. Das ganz große Glück lacht nicht — es weint.

Unterdessen balgten sich Hilde und Jolli um den Inhalt des Nähkastens. Hilde blieb Siegerin, und als sich Werner ihr endlich zuwandte, stand sie klein und blaß am Fenster.

»Das ist also Hilde«, sagte Werner. »Guten Tag, Hilde.« Er streckte ihr die Hand entgegen.

Das Kind wich zurück und versteckte beide Hände hinter dem Rücken. Die Augen waren ängstlich geweitet, der Mund trotzig verschlossen.

Werner lachte unsicher. Marga sagte beschwörend: »Aber, Hildchen! Das ist unser lieber Vati! Ich habe dir doch so viel von ihm erzählt!«

Hilde schickte einen raschen Blick zu dem fremden, unrasierten Gesicht empor. Dann sah sie wieder zu Boden. Ihr Mund zuckte. Marga wußte, sie würde gleich weinen.

Sie lief rasch zum Fenster und nahm Hilde auf. »Das ist doch unser lieber Vati!« wiederholte sie sanft.

Hilde umschlang schutzsuchend den Hals ihrer Mutter. Marga spürte den heißen, stoßweisen Atem des Kindes. Sie sprach behutsam auf Hilde ein.

»Unser Vati?« fragte Hilde endlich schüchtern und dünn.

»Ja, mein Engel!« versicherte Marga.

Hilde wagte einen zweiten, schrägen Blick. Dann flüsterte sie: »Er soll weggeh'n. Ich mag ihn nicht.«

Erschrocken sah sich Marga nach Werner um. Seine Zähne gruben sich tief in seine Unterlippe.

Aber Hilde war ein Kind und lebte, wie alle Kinder, dem Augenblick. Schon beim Abendessen hatte sie ihre Abneigung gegen Werner vergessen.

Nach dem Essen hatte Werner gesagt: »Jetzt möchte ich schlafen.

Ich bin müde wie ein Hund. Ich bin von Wien aus durchgefahren.«

Und jetzt schläft er noch immer, beinahe vierundzwanzig Stunden ...

»Weißt du, Jolli, wenn ich einmal groß bin, werde ich Schneiderin wie Mutti. Und dann ...«

Es ist nur ein Flüstern, und Marga Ronnack lächelt still vor sich hin. Wieviel Mühe sich Hilde gibt, leise zu sein! Klein und zusammengekrümmt wie ein Wurzelmännchen kauert sie neben dem Hundekörbchen und hält dem Hund die Schnauze zu.

Aber Jolli hat genug von der erzwungenen Ruhe. Er strampelt sich aus den Armen des Kindes frei, springt aus dem Korb und schüttelt sich, so daß seine viel zu große, häßliche rote Steuermarke leise klirrt. Dann läuft er zur Tür und blickt sich mahnend nach Hilde um.

»Ausgehen?« Jetzt hat Hilde doch vergessen, daß sie nur flüstern darf. Erschrocken preßt sie beide Fäuste gegen den Mund. Sie sieht ihre Mutti an, und Marga nickt. Da huscht Hilde auf Zehenspitzen zur Tür, öffnet sie geräuschlos, und Jolli saust hindurch wie ein schwarzer Kobold.

Marga ist mit ihrem Mann allein.

Werner hat anscheinend etwas gehört. Er wälzt sich schwer auf die andere Seite.

Sein Atem geht plötzlich unruhig. Jetzt stöhnt er sogar ein wenig. Und nun stößt er im Schlaf einzelne Worte hervor, kurze, abgerissene Sätze.

»Nein, Poldi«, versteht Marga, »ich will nicht mehr. Ich will nicht mehr, hörst du! — Laß mich in Ruhe!« Und dann fast ein Aufschrei: »Fort! Polizei!«

Marga ist aufgestanden, um Werner zu wecken, um ihn aus seinen bösen Träumen zu reißen. Jetzt steht sie wie angewurzelt. Polizei? Was hat Werner mit der Polizei zu tun?

Werner atmet wieder ruhig, und Marga geht zum Nähtisch zurück. Polizei! Marga versteht das nicht. Es ist eines der Rätsel, die ihr Werner während der letzten zehn Jahre aufgab.

Vor zehn Jahren wohnte sie in Ahrensburg, einem kleinen Städtchen vor den Toren Hamburgs. Auf der Flucht aus Ostpreußen war

sie dort hängengeblieben. Sie studierte Kunstgeschichte. In derselben Straße, nur zwei Häuser weiter, hatte sich Werner Ronnack eingemietet. Auch Werner war Student, Medizinstudent. Häufig benutzten Marga und er denselben Zug nach Hamburg. Man kam ins Gespräch — und es war alles ganz einfach. Schon nach wenigen Wochen fragte Werner Marga, ob sie seine Frau werden wolle. Marga nickte nur ein beklommenes Ja. Sie hatte dem sieghaften Optimismus Werners nichts entgegenzusetzen.

Während der ersten Ehejahre studierte Werner weiter. Schon damals war er nur selten nach Hause gekommen. Er hatte ein winziges Zimmer in der Stresemannstraße gehabt. Marga aber gab das Studium auf, nachdem beide Eltern kurz hintereinander gestorben waren. Einer mußte schließlich Geld verdienen, und Marga hatte zu schneiden begonnen.

Später war Werner für einige Wochen als Assistenzarzt in einem Hamburger Krankenhaus untergekommen. Seither aber waren alle seine Bemühungen, beruflich Fuß zu fassen, gescheitert; über Vertretungen war er niemals hinausgekommen: Marburg, Pirmasens, München, Wuppertal, Grevenbroich — das waren nur einige seiner Stationen. Eigentlich war er ständig unterwegs gewesen, immer voll Unrast, immer auf der Suche nach einer Chance, die, wie er sagte, ihm in der Heimat nicht geboten wurde. Oft hatte Marga nicht einmal gewußt, wo er sich aufhielt.

Zuletzt war er nach Wien gegangen, vor vier Jahren. Er hätte eine leidliche Stellung, schrieb er, aber sie brächte nicht genug ein, daß er Marga und Hilde nachkommen lassen könnte. Marga müsse noch etwas warten. »Noch etwas« — das schrieb er immer wieder. Und sie hatte gewartet, still und geduldig wie all die Jahre zuvor. Sie hatte ja seine Briefe.

Zwar hatte es manchmal Augenblicke des Zweifels gegeben, Augenblicke, in denen Marga sich gefragt hatte, ob Werners endlose Reisen denn eigentlich einen Sinn hatten, doch sie hatte sich nie beklagt. Sie war ein sauberer Mensch. Sie kannte kein Mißtrauen. Sie war nie auf den Gedanken gekommen, Werner könne vielleicht gar nicht so sehr auf eine berufliche Chance erpicht sein, könne vielmehr andere Dinge treiben, geheimnisvoll undurchsichtige Dinge. Dieser

Gedanke war ihr nie gekommen.

Doch jetzt ist sie unruhig. Das Wort ›Polizei‹ hat sie aufgestört. Unvermittelt erwacht Werner.

Mit einer zustoßenden Bewegung streckt er plötzlich beide Arme aus und richtet sich auf. Das dunkle Haar hängt ihm wirr ins Gesicht. Er sieht noch immer übernächtig, vielleicht sogar verdrossen aus.

Schweigend mustert er das Zimmer. »Das ist ja 'ne tolle Pracht!« murmelt er endlich. »Ein Zimmer wie ein Tanzsaal mit Stuckengeln und Gipsgirlanden!« Er gähnt geräuschvoll.

Die Wintersonne schickt ihr letztes Licht durch das hohe, schmale Fenster. Die unendlichen Blumenmuster auf der roten Tapete treten schärfer als sonst hervor. Das Leder der altfränkischen Polstersessel ist vernarbt und verschossen; die schweren, altdunklen Eichenmöbel sind mit gedrechseltem Zierat überladen. Der Stuck der Decke ist gelb wie altes Elfenbein. Der Raum und die Möbel atmen die Kultur und den Wohlstand einer längst versunkenen Welt. Es ist keine Umgebung, in der sich eine junge Frau wohlfühlt.

Trotzdem ist Marga froh, daß sie hier sein darf. Mit einigen Alpenveilchen und immergrünen Rankengewächsen hat sie Leben in diese unpersönliche Pracht gebracht. Und es ist ihr durch ein paar herzlich bunte Kissenbezüge sogar gelungen, in das ehemalige Herrenzimmer des Oberstaatsanwalts a. D. Siedeck so etwas wie Gemütlichkeit zu zaubern.

Marga lacht etwas unglücklich. »Man gewöhnt sich daran. Ich war froh, daß wir das bekamen. Denk nur mal an das kleine Zimmer bei Schmidts in Ahrensburg; dagegen ist das hier fürstlich. Hier ist doch wenigstens Platz.«

»Einigen wir uns auf die Hälfte«, mault Werner, während er sich reckt. »Ich glaube, meine Müdigkeit kann einer allein gar nicht ausschlafen. — Wo ist eigentlich Hilde?«

»Mit dem Hund 'runter. Aber sie wird gleich wieder oben sein«, sagt Marga dankbar. Schon dafür dankbar, daß Werner an Hilde Interesse nimmt.

»So.« Werner nimmt sich eine Zigarette aus dem Päckchen, das auf dem kleinen Messingtisch am Kopfende der Couch liegt. Er trägt

ein altes, zerschlissenes Oberhemd, das Marga noch aufbewahrt hat, obwohl es eine Reparatur nicht mehr lohnt. Im Augenblick gibt es nichts anderes für ihn. Gleich morgens hat Marga ihm seine Wäsche ausgewaschen. Sie hängt noch zum Trocknen am Ofen.

»Hast du Zündhölzer?«

Marga steht auf und bringt ihm die Schachtel. Während sie ihm Feuer gibt, setzt sie sich auf den Rand der Couch. Sie sieht in das vertraute Gesicht und entdeckt plötzlich, daß es so vertraut gar nicht mehr ist. Es ist nicht mehr das Gesicht, das sie vor sich sah, sooft sie in den langen, einsamen vier Jahren die Augen schloß. Es ist nicht mehr ganz dieses Gesicht. Sie weiß nicht, woran das liegt. Es ist einfach anders.

»Du wirst schon ein wenig grau an den Schläfen«, sagt sie. »Gut sieht das aus.« Sie streicht Werner fast scheu über das wirre Haar. Er faßt nach ihrer Hand, hält sie fest und legt seinen Arm um ihre Schultern. Sie sieht ihn mit blanken Augen an und läßt sich küssen.

Es sind flüchtige Küsse. Und auch sie sind anders als in ihrer Erinnerung. Haben wir uns doch voneinander entfernt? denkt sie.

Nein, sie will das nicht glauben. Sie will es ganz einfach nicht. Sie hält mit beiden Händen den Kopf ihres Mannes, und während sie ihm in die unruhigen Augen sieht, sagt sie mit beschwörender Stimme: »Nun bleiben wir aber zusammen, Werner. Nun endlich für immer, hörst du? Jetzt gebe ich dich nie mehr her!« Aber hinter diesen Worten steht die Angst. Die Angst, den Mann nicht wiederzufinden, den sie geliebt und geheiratet hat.

Vom Flur her kommt ein tappendes Geräusch.

»Was ist das?« fragt Werner. Marga läßt die Hände fallen. »Das ist der alte Oberstaatsanwalt Siedeck; er ist schon zweiundachtzig und geht am Stock. Ein Studienfreund meines Vaters.« Sie lächelt unfrei. »Das habe ich dir doch alles geschrieben. Ich kann ihm gar nicht dankbar genug sein, daß er uns hier aufgenommen hat.«

Werners Gesicht bleibt zerfahren und unbeteiligt, und Marga wehrt sich gegen das lähmende Gefühl, gegen eine Wand ohne Echo anzureden. »Du glaubst gar nicht, wie schön es in Hamburg ist. Besonders hier an der Alster. Man fühlt sich wie in der Sommerfrische.« Marga redet sich in Eifer. Sie sieht jetzt sehr jung aus, ihren einund-

dreißig Jahren zum Trotz, mädchenhaft jung. Sie ist groß und schlank, ihr Haar von dem satten, fast braunen Gelb reifen Weizens, ihre Augen vom tiefen Blau des Augusthimmels. Ihr Gesicht zeigt jene stille Herbheit, die nur langsam reift, um dann kaum zu altern; älter zu werden, aber nicht alt.

»Weißt du, Werner, das Wasser sieht immer anders aus. Es gibt Tage, an denen verschwindet die Stadt drüben im Dunst, und andere, da ist der Himmel tiefblau, und draußen kreuzen die weißen Segel. Und dann abends! Wenn alles erleuchtet ist. Du, das ist wie ...« Sie findet das richtige Wort nicht.

Nach der langen Trennung gibt es viel zu erzählen. Marga weiß kaum, wo sie anfangen soll. Sie berichtet, erklärt, fragt.

Er hat Marga erzählt, daß ihm unterwegs sein Koffer gestohlen worden sei. Marga fragt jetzt nach Einzelheiten; der Verlust beunruhigt sie. Aber Werner hat keine Lust, darüber zu sprechen. Er mag überhaupt nicht mehr sprechen, nicht einmal mehr zuhören.

Marga zieht ihm die Decke zurecht und sieht, daß er die Augen schließt. Sein Gesicht ist jetzt ganz entspannt ... Und da geschieht etwas — wie ein Wunder.

Die beiden Gesichter Werners, das alte, vertraute aus Margas Erinnerung und sein neues, fremdes Gesicht, schieben sich übereinander, lösen sich auf und vereinen sich wieder. Und dieses Gesicht ist blaß und erschöpft. Es ist ein Gesicht voll verhaltener Unruhe und nervöser Spannung. Es beschwört ihr Mitleid herauf und ist daher liebenswert.

Marga preßt beide Fäuste gegen die Wangen. Jetzt erst ist Werner wirklich heimgekehrt. Jetzt wird alles gut!

Über dem Stuhl am Fenster hängt Werners Rock. Sie geht zum Fenster hinüber und muß sich plötzlich am Fenstereck festhalten, so beseligend ist der Gedanke, daß dieser Rock nun täglich dort hängen wird — heute, morgen, jeden Tag!

Einer der Rockknöpfe baumelt lose an den Fäden. Marga nimmt die Jacke auf den Schoß und näht ihn fest. Da rutscht etwas zu Boden. Werners Brieftasche.

Marga erschrickt, als sie das Geräusch hört. Sie blickt zu ihrem Mann hinüber. Doch Werner atmet ruhig weiter. Er schnarcht sogar

ein wenig.

Eigenartig berührt betrachtet Marga die Tasche am Boden. Es ist immer noch die alte aus rotem Juchtenleder, die sie Werner vor vielen Jahren geschenkt hat. »Sie ist so rot wie mein Herz«, hat sie damals gesagt. »Wirst du manchmal an mich denken, wenn du sie in der Hand hältst?« — »Immer!« hat Werner geschworen.

Wie lange das her ist!

Wie jung sie da war!

Jetzt liegt die Tasche auf dem verblichenen Teppich. Ein paar Papiere sind herausgerutscht. Marga erkennt ihre eigene Handschrift. Er hat meine Briefe bei sich getragen, denkt sie glücklich. Und sie denkt: Vielleicht hat er sie oft gelesen. Ja, ganz sicher hat er das getan. Und das ist mehr, als wenn er gesagt hätte: Ich habe mich nach dir geseht.

Sie bückt sich und hebt die Tasche auf. Nun rutschen die Briefe vollends heraus. Aber nicht nur die Briefe. Es ist auch ein Bild dabei, das Bild einer Frau.

Marga beugt langsam die Knie. Einen Herzschlag lang stockt ihr Blut. Sie starrt auf das Bild und wagt nicht, es anzufassen. Dann nimmt sie es doch auf. Zögernd, mit spitzen Fingern. Ist es nicht ein Vertrauensbruch, was sie da tut?

Wie apart diese Frau aussieht! Das ist das erste, was Marga denkt. Sie spürt einen sengenden Schmerz in der Herzgrube.

Die Frau auf dem Foto trägt die Tracht einer Krankenschwester. Sie hat ein pikantes Gesicht mit vollen, halbgeöffneten Lippen und großen, schrägeschnittenen, weit auseinanderstehenden Augen. Links neben dem Mund sitzt ein kleines, kreisrundes Muttermal, wie das Schönheitspflasterchen einer Rokokodame. Aber vielleicht ist das nur ein Fehler auf der Platte. Unter der gestärkten Schwesternhaube quillt eine Flut dunkler Locken hervor . . .

Margas Hand zittert. Wer ist diese Frau? Weshalb trägt Werner ihr Bild bei sich? Marga schluckt. Dann dreht sie das Foto um. Auf der Rückseite steht eine Widmung. Nur ein paar Zeilen, flüchtig hingeworfen, weit auseinandergezogene Buchstaben.

Wo du hingehst, da will auch ich hingehen. Wo du bleibst, da bleibe auch ich. Sei es im Himmel, in der Hölle oder irgendwo auf dieser Erde.

Von Käthe für Werner.

Marga weiß kaum, daß sie sich aufrichtet und zum Fenster hinübergeht. Sie läßt das Bild auf die Fensterbank fallen und preßt die heißen Handflächen gegen das kühle Glas der Scheibe. Sie wird langsam ruhiger, kann langsam beherrschter denken. »Wo du hingehst, da will auch ich hingehen ...«

Nun, Werner jedenfalls ist nicht dorthin gegangen, wo diese Käthe ist. Er ist hier. Bei ihr, bei seiner Frau! Wahrscheinlich ist diese Aufnahme schon viele Jahre alt. Vielleicht ist diese Widmung ein Versprechen, das niemals eingelöst werden konnte und niemals eingelöst werden sollte ...

Aber weshalb liegt das Bild dann heute noch zwischen ihren Briefen? Bedeutet ihm diese Käthe ebensoviel — oder noch mehr?

Nein, denkt Marga, er ist zu mir zurückgekehrt. Zu mir und dem Kind. Gibt es einen besseren Beweis dafür, daß ihm diese Episode längst gleichgültig geworden ist? Brauche ich überhaupt Beweise?

Die Federn der alten Couch ächzen. Marga fährt zusammen. »Grausig!« kommt Werners Stimme. Marga weiß, daß er wieder die Posaunenengel an der Decke gemustert hat. Sie hört, wie er nun aufsteht.

»Lieb von dir, Marga, mir den Knopf anzunähen. Du hast mir doch sehr gefehlt!«

Marga hat noch immer das Foto vor sich. Sie weiß nicht, wohin damit.

»Ach«, sagt Werner, »meine Brieftasche ist heruntergefallen.«

Wird er merken, daß das Bild fehlt? Was soll sie dann tun?

»Ich brauche gelegentlich mal eine neue Tasche«, sagt Werner. Marga atmet auf. Sie schiebt das Bild in den Ausschnitt ihrer Bluse. Aber noch immer sieht sie das Gesicht dieser Käthe vor sich, ganz deutlich. Jeden Zug. Ich würde sie jetzt auf den ersten Blick erkennen, wenn sie mir irgendwo begegnete, denkt sie. Mein Gott, hilf mir, daß das niemals geschieht!

»Ich muß mal nach dem Ofen sehn«, sagt sie, um nur irgend etwas zu sagen, »es wird langsam kalt.«

Während sie Kohlen aufs Feuer schüttet, spürt sie Werners Blicke auf sich.

Dann hängt sie die Wäsche ihres Mannes so herum, daß die feuchten Stellen näher an die warmen Kacheln kommen. Alles das tut sie mit einer nervösen, unechten Betriebsamkeit.

»Mein ganzer Besitz!« sagt Werner bitter. Er meint die Wäsche.

Marga nickt unfroh und sagt leise: »Wir werden eine Menge neue Sachen für dich kaufen müssen.«

Wovon eigentlich? denkt sie. Wenn Werner kein Geld hat ...

Der Rock hängt wieder über der Stuhllehne. Die Briefftasche ist nirgends zu sehn. »Das kriegen wir schon zurecht, Baby!« wirft Werner leicht hin. Es ist das alte Kosewort.

Weil Werner sich gerade eine neue Zigarette aus dem Päckchen nimmt, sieht er nicht, wie Marga nickt. Sie will ja glauben. Sie muß es. Sie hat über all die Jahre hinweg nur von der Hoffnung auf Werners Heimkehr gezehrt. Ohne diese Hoffnung wäre alles sinnlos gewesen.

Sie ist jetzt wieder ganz ruhig. Ein Frauenzimmer, das ein Foto mit einer solchen Widmung verschenkt, hat längst einen anderen. Dieser Gedanke erleichtert sie.

»Deine Wäsche ist bald trocken«, sagt sie. »Ich werde sie dir heute abend bügeln. Dann kannst du sie morgen früh wieder anziehen.«

»Fein«, gibt er gleichmütig zurück, »damit wäre dann mein Couch-Arrest beendet.«

Marga nickt. Aber sie spürt die harten Kanten des Fotos auf ihrer Haut. Und plötzlich wird sie mutig. Ich werde ihn fragen, beschließt sie bei sich. Ich werde ihn ganz einfach fragen, wer die Käthe ist!

Aber da geht die Tür. Hilde und Jolli trippeln ins Zimmer. Hilde legt den Zeigefinger auf den Mund. »Scht, Jolli«, macht sie, »Vati schläft!«

»Aber ich schlafe doch gar nicht mehr!« Werner setzt sich aufrecht. »Komm doch mal her, Hilde. Sag mir endlich einmal richtig guten Tag!«

Hilde geht mit kleinen steifen Schritten zu ihm. »Guten Morgen, Vati!« sagt sie ernsthaft und knickt artig.

Werner zieht sie an sich. »Du bist ja inzwischen ein großes Mädchen geworden!«

»Ich bin ja auch schon fünf!«